

In den abgeschiedenen Tälern und nahezu undurchdringlichen Bergwäldern im Nordwesten von Montana ist der Sozialarbeiter Pete Snow unterwegs, um Kindern zu helfen - und es gibt viel zu tun in den Dörfern und abgelegenen Farmen und einsamen Trailern mitten in der Wildnis. Er trifft auf Waffen- und Bibelnarren, gewalttätige Väter, drogensüchtige Mütter, aber vor allem auf ganz normale Armut. Oft steht Pete zwischen seinen Klienten und der Polizei. Über sein eigenes Leben verliert er zusehends die Kontrolle, vor allem als seine halbwüchsige Tochter Rachel davonläuft und er immer wieder vergeblich nach ihr sucht. Als eines Tages Benjamin, ein halb wilder, vernachlässigter Junge, in seiner Stadt auftaucht, lernt er dessen Vater Jeremiah Pearl kennen, einen Anarchisten und Weltverschwörer, der im Wald lebt und sich gegen die Endzeit wappnet, und zwischen den beiden so unterschiedlichen Vätern findet eine seltsame Annäherung statt ... Ein großer, packender amerikanischer Roman, der eine ganz eigene, unverwechselbare Stimme hat und wie Richard Ford, Jonathan Franzen oder Cormac McCarthy wichtige Themen berührt, die diese komplexe und widersprüchliche Nation ausmachen.

SMITH HENDERSON, geboren und aufgewachsen in Montana, hat als Sozialarbeiter und Gefängniswärter sowie in einer Werbeagentur gearbeitet und lebt inzwischen als Schriftsteller in Los Angeles. Für seine Shortstories erhielt er mehrere Preise, darunter 2011 den PEN Emerging Writers Award. Sein erster Roman »Montana« löste in den Feuilletons amerikaweit Begeisterung aus, wurde in zahlreichen Zeitungen als eines der »Best Books of the Year« empfohlen, wurde ausgezeichnet mit dem Montana Book Award 2014 und kam auf mehrere Shortlists, u.a. für den Ken Kesey Award for the Novel und den Fiction's Flaherty-Dunnann First Novel Prize.

Smith Henderson

Montana

Roman

*Aus dem Amerikanischen von
Walter Ahlers und Sabine Roth*

btb

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Fourth of July Creek« bei Ecco, Harper Collins, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2018

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2014 Smith Henderson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

Luchterhand Literaturverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © plainpicture/Leander Hopf; © Shutterstock/

Berna Namoglu

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

CP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71594-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Für meine Familie

Wenn ich sicher wüsste, jemand näherte sich
meinem Haus mit dem Vorsatz, mir Gutes zu tun,
ich liefе davon, so schnell meine Füße mich trügen.

HENRY DAVID THOREAUX

Der Cop schnippte die Zigarette auf den Schotterweg vor dem Haus und rückte den Hut zurecht, als der staubbedeckte Corolla vom Jugendschutz vorfuhr. Durch das schmutzverschmierte Seitenfenster schimmerte schulterlanges blondes Haar; der Cop zog den Bauch ein in der Hoffnung, dass die Lady da drin einen Blick wert war. Und traute seinen Augen nicht, als aus dem Wagen ein Mann stieg, Ende zwanzig, allerhöchstens dreißig, der gegen den kalten Morgenwind vom Berggipfel eine Jeansjacke überzog, sich noch mal hineinbeugte und mit Schreibzeug wieder zum Vorschein kam. Seine braune Cordhose war über dem knöchigen Hintern und den Knien blankgewetzt. Mit der freien Hand strich er sich die Mähne hinters Ohr und kam schlendernd herüber.

»Pete«, stellte der Sozialarbeiter sich vor, steckte sich Klemmbrett und Aktendeckel unter den Arm und schüttelte dem Cop die Hand. »Normalerweise sind wir Frauen«, fügte er hinzu. Sein offenes Lächeln war dem Cop nicht geheuer.

Der Cop beließ es bei seinem Namen – »Eugene« – und hustete in die Faust. Der Sozialarbeiter wies mit dem Kinn auf das Abzeichen des Cops, einen siebenzackigen Blechstern mit dem eingestanzten MONTANA, links davon Berge, rechts ein Tal, eine Sonne, ein Fluss.

»Und dagegen dann das«, sagte Pete und zog ein dünnes laminiertes Kärtchen aus dem Portemonnaie. »Seit einer Ewig-

keit red ich schon an die hin, dass ich einen Dienstausweis brauche, der nicht aussieht wie aus 'nem Überraschungsei.«

Der Cop hatte dazu keine Meinung. Mit dem breiten roten Daumen rieb er einen Flecken von seinem Abzeichen, bevor er sich zum Haus umdrehte. Es war an einen schroffen Berghang gebaut und in traurigem Zustand. Die Farbe blätterte, die Hollywoodschaukel baumelte nur noch an einer rostigen Kette, eine fehlende Fensterscheibe war durch einen rissigen Pappendeckel ersetzt. Im Vorgarten verstreut lagen Sofakissen, ein halber Haarföhn, mehrere Meter Telefonschnur, ein Plastiksieb und zerbrochenes Geschirr. In den Zedernsträuchern hingen Kleidungsstücke wie abgestürzte Vogelscheuchen, das Gras wuchs in wilden hohen Büscheln, schoss in langen Stängeln zwischen den aufgeworfenen Verandabrettern hervor, teils bis auf Fensterhöhe. Vor der offenen Fliegentür saßen die Mutter und ihr Sohn.

»Shit«, sagte Pete. »Handschellen?«

»Die hätten sich gegenseitig massakriert.«

Die Mutter rief zu ihm herüber – »Pete! Pete!« –, und als er den Kopf schüttelte, schaute sie weg, beleidigt, murrend. Der Sohn hob nicht mal den Blick, aber er musste etwas gemurmelt haben, denn sie wandte sich mit einer gefauchten Bemerkung von ihm ab. Pete und der Cop standen zu weit entfernt, um die Worte zu verstehen, und sie warteten einen Augenblick, ob das Gezänk wieder aufflammte. Nein.

Pete befestigte den Aktendeckel am Klemmbrett, zückte den Kuli und begann seinen Fallbericht. Der Cop ließ seinen Bierbauch ein Stück heraus. Wenn der Jugendschutz eintraf, entspannten sie sich immer, beschwichtigt durch das Kratzen des Kulis, erleichtert, die Sache abgeben zu können.

»Also, was ist passiert?«, fragte Pete, den Stift überm Papier.

Der Cop schnaubte verächtlich, zündete sich die nächste

Zigarette an und berichtete. Es fliegen mal wieder die Fetzen, und der Nachbar ist es gründlich leid, in allen Details darüber in Kenntnis gesetzt zu werden, wie sie sich diesmal gegenseitig den Garaus machen werden, wer wem welche Körperteile abzuhacken und in welche Körperöffnungen zu stecken gedenkt. Immerhin hören Kinder mit, sagt der Nachbar, also geht er rüber. Er klopft an die Tür. Keine Reaktion. Er schirmt die Augen ab und späht durch das Fenster. Offenbar haben sich die Kampfhandlungen vor die Hintertür verlagert. Der Nachbar tritt zum Seitentor, und dort steht der Junge mit seinem Luftgewehr. Die beiden starren einander an. Bis der Junge anfängt, abartige Grimassen zu ziehen. Um dem Nachbarn Angst zu machen oder weil er inzwischen vollends übergeschnappt ist, wer kann das sagen?

»Und hat er den Nachbarn mit dem Gewehr bedroht?«

Der Cop stieß Rauch durch die Nase aus.

»Der Mann erkennt ein Luftgewehr, wenn er eins sieht.«

»Verstehe.«

»Aber er hat nicht auf ihn gezielt oder ihn sonstwie bedroht. Der Mann war mehr in Sorge um die Mutter. Dass der Junge auf die Mutter losgeht.«

Pete nickte und machte sich Notizen.

»Und weiter?«

»Also hat er gesagt, schieß der Hund drauf, und uns anrufen.«

»Und die Situation, als Sie eintrafen?«

Ein totaler Affenzirkus, das war die Situation, als der Cop eintraf. Der Junge ist auf den windschiefen rostigen Aluminiumcarport geklettert und hüpfte wie ein Orang Utan auf dem brüchigen Dach herum, das ächzt und dröhnt unter seinem Gewicht. Wenn er mit dem Ding auf ihren Dodge kracht, reißt sie ihm die Eingeweide raus, ruft die Mutter, und der Junge schaukelt den Carport hin und her, dass er zu knacken und

zu schwanken beginnt. Am liebsten hätte der Cop den störrischen Rotzlöffel von dem Scheißdach heruntergeschossen.

Und jetzt wird es interessant.

»Die Mutter hat das Luftgewehr und ...«

»Unmöglich«, sagte Pete.

»Von wegen unmöglich«, sagte der Cop.

»Sie hat abgedrückt?«

»Ja, bevor ich bei ihr bin, drückt sie ab. Daher die nette fet-
te Prellung auf seinem Unterarm.«

Pete schrieb schon wieder.

»Und dann?«

Dann springt der Junge vom Carport runter, im selben Moment, als der Cop der Mutter das Gewehr aus der Hand windet und sie ins Haus schicken will, aber Sohn und Mutter haben sich schon ineinander verkrallt wie zwei nasse Katzen im Sack. Direkt vor den Augen des Cops, wohlgemerkt. Als wäre er Luft. Die Nachbarn sind vollzählig angetreten auf ihren ordentlichen Rasenrechtecken, die Bademäntel am Hals zusammengehalten, und schauen zu, wie er dazwischengeht, als wäre das Ganze ein Scheißrodeo. Und die Fotze – »äh, Pardon«, kommentiert der Cop nun doch seine Wortwahl – lässt nicht locker, und der Junge lässt nicht locker, und so packt sich der Cop den Ersten, den er zu fassen kriegt – in dem Fall die Frau –, und ringt sie in Bauchlage und Handschellen, aber der Junge hat schon Anlauf genommen, um ihr ins Gesicht zu treten, und der Cop bringt so eben noch seinen Körper dazwischen. Als dem Knallkopf klar wird, dass er gerade einem ernsthaft angefressenen Polizeibeamten einen Tritt vor die Brust verpasst hat, dreht er sich um und gibt Fersengeld.

»Und Sie haben ihn eingefangen«, sagte Pete.

Zigarettenrauch entwich aus dem blassgelben Lächeln des Cops.

»Sehen Sie den Pick-up da drüben?«, fragte er.

»Ja.«

»Er schaut sich um, ob ich ihm nachkomme, und kracht volles Rohr in die offene Heckklappe.«

»Muss ein befriedigendes Gefühl gewesen sein.«

»Das haben jetzt Sie gesagt, Bruder.« Der Cop nahm einen Zug und blies den Rauch nach unten. »Jedenfalls, als ich ihn oben auf der Veranda habe, brabbelt sie was von irgendwem vom SFD an mich hin, der die ganze Geschichte kennt und das alles hinbiegen wird. Bitte, bitte, rufen Sie den SFD, jammert sie.«

Pete nickte und schrieb. Der Arm wurde ihm lahm, deshalb beugte er sich vor und stützte das Klemmbrett auf dem Oberschenkel ab. Der Cop sagte etwas.

»Wie bitte?«, fragte Pete.

»Was mit den beiden nicht stimmt«, wiederholte der Cop seine Frage.

Pete lachte auf, nicht wegen der Frage, sondern wegen der Monumentalität der Antwort. Wie fasste man das zusammen. In wenigen Worten. So gut wie alles stimmte mit ihnen nicht. Stimmte nicht und würde wahrscheinlich niemals stimmen.

Die Mutter bekam Arbeitslosengeld, aber ihr Vollzeitjob war Selbstmitleid. In Jogginghosen pantoffelte sie durchs Haus, rauchte fuderweise Gras, warf Trips, zupfte sich die Haare ins Gesicht, wie die Mode es vorschrieb, schnallte sich die schlaffen Titten hoch, lächelte sich nett im Spiegel zu, auch wenn es dort nichts zu entdecken gab, das sie für irgendwas oder -wen empfohlen hätte. Zumindest hatte man den Eindruck, so wie sie einen jedes Mal anschnittete, bis man ihr befahl, endlich damit aufzuhören, schließlich kam man ja wegen der Kinder. Aus dem Haus ging sie nur, um den Scheck für die Stütze abzuholen oder sich irgendwo am

Rand der Yaak-Wildnis mit ihrem Dealer zu treffen. Vereinzelt noch, um Frühstücksflocken zu kaufen. In der Stadt sah man sie weißgepudert, rote Balken um den Mund, blaue um die Augen – Stars and Stripes, wie ein Kommentar zu ihrem Land, und in gewisser Weise war sie genau das. Meistens verdeckte sie ihre Paranoia hinter großen Pilotenbrillen und lavendelfarbenen Federboas, im zugehörnten Zustand sah sie sich als eine Art Cinderella, und hatte der Cold Turkey sie am Wickel, als verfolgte Hexe.

Pete klappte den Aktendeckel zu.

»Die Mutter ist ein Desaster. Was vor allem am Speed liegt.«

»Den Jungen kenne ich«, sagte der Cop. »Hat 'ne ganze Latte an Vorstrafen.«

Der Junge ließ den Kopf zwischen die Knie hängen. Ein chronischer Schnüffler, die meiste Zeit stank er nach Benzin, aber mit einem mineralischen Unterton, wie verfaulten Kürbis in warmem Morast. Manchmal auch nach Cheetos und Sperma. Mit seiner aknegeplagten Haut tat er einem zunächst einmal leid. Er kam und ging, aber nicht zur Schule oder für länger oder gar für immer. Er war noch das Bußgeld für eine Brandstiftung schuldig (Geräteschuppen am Sportplatz), eine Verhandlung wegen versuchten Autodiebstahls stand aus.

»Noch ein Ausrutscher, und er ist für ein Gastspiel in Pine Hills fällig«, sagte Pete.

»Zum Beispiel Angriff auf einen Polizeibeamten.«

Wobei Pete inzwischen den Beginn von etwas Diagnostizierbarem vermutete, eine Störung oder Kombination von Störungen, bei der ein erfahrener Therapeut ansetzen konnte. Aber Pete brachte den Fünfzehnjährigen zu keinem Termin, was abwechselnd an dem Jungen selbst oder an seiner irren Mutter lag. Er hatte ihnen von einem neuen Mittel na-

mens Ritalin erzählt, von dem in der Literatur jetzt viel die Rede sei. In der Sekunde, in der es ihm über die Lippen gekommen war, bereute er das Wort. Sie sahen ihn an, als hätte er Französisch gesprochen. In der *Literatur*. Was gab es schon an Literatur und an Mittelchen in und um Tenmile, Montana. Louis L'Amour, James Michener, Comics, abgegriffene, stockfleckige *Penthouse*-Hefte, dazu Marihuana. *Mechanik für jedermann*, daneben ein paar Wachmacherpillen. Die Bibel, wenn's hochkam. Lieber Gott, was würden diese Übergeschnappte und ihr gehirnamputierter Sohn mit der Offenbarung des Johannes anfangen? Ungefähr so viel wie mit der Aufschrift auf einem Lieferwagen. Die Querköpfe und Säufer hier oben fanden zu Jesus (im Knast, um gut Wetter beim Richter zu machen), blätterten dem Buch der Bücher Knitter in den Rücken, griffen danach wie zum I Ging oder dem Ouijabrett. Für ein knappes halbes Jahr befolgten sie die zehn Gebote und verteilten Jack-Chick-Traktate, als wären es Glückscents oder Kaninchenpfoten. Aber bald wurden sie wieder schwach, beschafften sich heimlich Drinks oder Joints oder ein paar Aufputzmittel und suchten in den Dünndruckseiten nach Antworten auf die kleinen Fragen, als wäre Gottes Willen damit Genüge getan, dass man im 3. Buch Mose nachschlug, was man zum Abendessen kochen oder welche Sockenfarbe man wählen sollte.

»Könnte sein, dass er in einer stabilen Umgebung besser zurechtkommt«, sagte Pete. »Aber vielleicht auch nicht.«

Mutter und Sohn oben auf der Veranda spürten, dass die Entscheidung nahte. Ihr Fallbetreuer hatte sich seine Notizen unter den Arm geklemmt und redete mit dem Cop. Die Mutter beobachtete sie, versuchte die Körpersprache der Männer zu lesen; darin hatte sie Übung, von früheren Festnahmen und sonstigen Gelegenheiten, bei denen es zu warten galt. Bei Gericht. Im Arbeitsamt, als sie ihre Invalidenrente beantrag-

te. Sie reckte das Kinn in ihre Richtung, versuchte ein paar Worte aufzuschlappen, während der Junge unbewegt dasaß, stumm und einfallslos wie ein Glas lauwarmes Wasser.

»Und? Ist Ihnen heute danach, eine Mutter und ihren Sohn in den Bau zu schicken?«, fragte Pete.

»Natürlich nicht. Aber die zwei stellen sich dermaßen bescheuert an ...« Der Cop ließ die Kippe fallen, trat sie sorgfältig mit der Stiefelspitze aus. »Ich dachte, die Mama würde mir einen totalen Scheißdreck erzählen.«

»Über was?«

»Über Sie. Die Zentrale wusste gar nicht, dass es hier in Tenmile einen Sozialen Familiendienst gibt.«

»Im Untergeschoss des Gerichtsgebäudes«, antwortete Pete freundlich. »Gleich neben dem Archiv.«

»Was machen Sie denn im Normalfall mit denen?«

»Normalfall gibt's nicht. Was soll ich sagen? Der Junge hat Vorstrafen. Pine Hills würde ich ihm gern ersparen. Fallen irgendwelche Anklagepunkte an?«

»Keine Ahnung. Widerstand gegen die Staatsgewalt. Tätlichkeit, wenn man will.«

»Wollen Sie?«

»Ich will vor allem nicht noch mal hierherkommen müssen.« Der Cop verschloss mit dem Zeigefinger ein Nasenloch, beugte sich vor, schnäuzte sich vehement.

»Wie wär's mit einer Verwarnung?«

Der Cop nickte und wischte sich mit dem Rücken des Zeigefingers die Nase.

»Sehr gut. Aber lassen Sie mich erst noch mit dem Mädchen reden.« Pete beugte sich vor und sah in den Streifenwagen.

»Mädchen?«

Es saß kein Mädchen im Streifenwagen. Pete war fest davon ausgegangen, aber da saß keins.

»Was für ein Mädchen?«, fragte der Cop.

Ohne eine Antwort spurtete Pete durch den Vorgarten und hinein ins Haus. Die Mutter beugte sich herüber, jammerte ihn an, aber er wich aus, und sie kippte auf die Seite – »Hey!«, rief sie, da war er schon im Haus. Durch die Jalousien strahlte gestreiftes Morgenlicht, klar und hell. Es fiel auf wenig Sehenswertes. Styroporbecher und Papiertüten, schmutzige Kleider in den Schneisen ihres Kommens und Gehens. Die Aschenbecher auf den verschlissenen Sofalehnen randvoll mit Kippen. Eine Glaskanne mit dunkler Flüssigkeit auf einem Sammelsurium ungeöffneter Post auf dem Couchtisch.

»Katie?«, rief er. Der Kloß in seinem Hals verwunderte ihn. Himmel, offenbar bedeutete sie ihm allen Ernstes etwas. Dass er wie ein Wilder hier reinrannte. Dass er überhaupt hier war.

»Katie? Ich bin's, Pete.«

Er legte sein Klemmbrett ab und trat in eine Wolke Fruchtfliegen vor der Küche, wedelte sie sich von Gesicht und Augen weg. Weiter in den schmalen Flur. Bettlaken mit rostfarbenen Flecken über rechteckige Spanplatten entlang der Wand gehängt. Ein Schnuller. Eine mit Bindfaden vollgestopfte Happy-Meal-Box. Säcke voll Sand, offene Farbeimer. Ein Hammer und ein Stapel 8-Spur-Kassetten.

»Katie?«

Es gab Familien, denen man half, weil es Teil des Jobs war; man half ihnen, in Arbeitsprogramme zu kommen, stellte Maßnahmenpakete für sie zusammen, sah nach ihnen oder fuhr sie in die gottverfluchte Arztpraxis, damit ihre Infektion endlich behandelt wurde. Man machte es eben. Weil es sonst niemand machte. Und dann gab es Menschen, die der Grund dafür waren, dass man diesen Job überhaupt hatte. Katie. Aber warum.

Scheiß auf das Warum. Es war eben so.

Er lief vorbei an dem Zimmer des Jungen, rief wieder nach ihr. In ihrem Zimmer war sie nicht. Nur eine Matratze auf dem Boden, ein dünner Schlafsack und ein Becher Wasser. Nackte rosa Puppen. Er stieg über einen zertrampelten Pappkarton, zog an der Strippe einer nackten Glühbirne. Ihre kleinen Kleider lagen verstreut auf dem Boden. Draußen vorm Fenster zog der Schatten des Cops vorbei. Shit, womöglich war sie in den Wald hinterm Haus gelaufen.

Die Schiebetür des Wandschranks klapperte in ihrer Schiene. Da!

»Katie, ich bin's, Pete.«

Die Tür glitt auf. Sein Herz hämmerte regelrecht. Sie kletterte aus dem Schrank, zaghaft, zerbrechlich. Das Haar fast weiß, so weiß wie ihr verängstigtes Gesicht.

Er kauerte sich hin.

»Hey«, sagte er.

Sie schaute weg.

»Hey«, sagte er. »Alles okay. Ich bin da.«

Mit gesenktem Kopf rannte sie zu ihm und warf ihm die Arme um den Hals. Er schnappte nach Luft, bekam ihr Haar in den Mund, ihr Herz laut pochend im kleinen Vogelkäfig ihrer Brust, ein kleines, rasend pumpendes Vögelchen. Er spürte seine Erleichterung hinter den Augäpfeln, dem Gesicht, ein erschöpftes Ziehen tief in seinem Körper.

»Da hat sie also gesteckt«, sagte der Cop von der Tür her.

Katie presste ihren Kopf eng an seinen, und als er versuchte, die Umklammerung zu lösen, kniff sie die Augen zu, griff nach seinem Ohr, seinem Hals, drückte mit aller Macht. Pete erhob sich, das Kind hing an ihm. Der Cop kratzte sich am Kinn.

»Alles okay«, sagte Pete zu dem Mädchen, wiederholte es lauter für den Cop, der verlegen nickend abzog.

»Katie«, sagte er. »Der Polizist ist weg.«

Zur Vergewisserung schaute sie ihn an, nicht die Tür. Ein mageres blondes Ding, winzig in seinen Armen. Sie steckte die Hände unter seine Jacke.

»Das war unheimlich, nicht?«

Sie regte sich nicht.

»Wie der Polizist gekommen ist. Weil deine Mom und Cecil aufeinander losgegangen sind, oder?«

»Ja«, murmelte sie.

»Furchtbar unheimlich muss das gewesen sein. Mir wäre es unheimlich gewesen. Nicht zu wissen, was deine Mom deinem Bruder tut oder dein Bruder deiner Mom. Hast du den Polizisten gesehen?«

»Mh-hmm.«

»Und dann hast du dich in deinem Zimmer versteckt?«

Sie nickte an seiner Brust.

»Aber jetzt ist es gut. Es ist gut, dass es so gekommen ist, weil der Polizist mich angerufen hat. Und jetzt bin ich hier, und wir biegen das wieder gerade, okay?«

Sie scherte sich nicht darum, ob er etwas geradebog oder nicht. Sie wollte von ihm festgehalten werden. Er rieb ihr den Rücken, die spitze Kette ihrer Wirbel. Sie stieß einen schauernden Seufzer aus. Was in ihrem Kopf wohl vorging? Wüschte sie sich, dass er sie mitnahm? Überlegte sie, wie es bei ihm zu Hause aussah? Was es bei ihm zu essen gab? Was er mit ihr spielen würde? Was für ein Vater er war?

Er wusste, was er für ein Vater war.

Aber er kannte auch das beglückende Gefühl, ein kleines verängstigtes Mädchen im Arm zu halten, stark zu sein, gebraucht zu werden. Das Gefühl, wenn er Kinder aus Problemhäusern mitnahm und es für ihn fast schlimmer als für das Kind war. Wenn sie sich so an ihn drückten wie Katie jetzt und der Job ihm wie eine einzige Rettungsaktion erschien.

Er trug sie durch das Haus und hinaus auf die Veranda.

Die Sonne stand hoch am Himmel, und die Vögel gaben ihre Rundgesänge zum Besten. Der Cop redete mit der Mutter und Cecil, nickte Pete kurz zu, warf einen prüfenden Blick unter seine Fingernägel, während er weiter mit ihnen sprach.

»Ich könnte euch beide ins Gefängnis sperren, eigentlich müsste ich das sogar.« Er zwinkerte Pete zu. »Aber, ähm ...?«

»Pete.«

»... Pete sagt, ihr seid gute Leute, die nur gerade einen kleinen Durchhänger haben, und ich soll mal nicht so streng sein.«

Er nahm ihnen die Handschellen ab, der Mutter zuerst. Der Junge rieb sich die Handgelenke. Der Frau zitterte das Kinn, aber sie sagte nichts.

»Ich will nicht wiederkommen müssen, verstanden? Wenn doch, wandert jemand in den Bau. Ganz egal, ob das morgen ist oder nächste Woche oder nächsten Monat. Ich will überhaupt nicht wiederkommen, kapiert?«

Die Frau nickte. Cecil schien völlig gebannt von den Abdrücken an seinen Handgelenken.

»Sie kommen klar?«, wollte der Cop von Pete wissen.

»Ja. Vielen Dank, Eugene.«

Der Cop tippte sich an den Hut und ging zu seinem Auto, steckte sich die nächste Zigarette an. Sein Kavaliersstart wirbelte eine dichte Staubwolke auf, die über die Veranda wallte und sie alle einhüllte. Pete schirmte die Augen der Kleinen mit der Hand ab und ging ins Haus.

Pete war vor über einem Jahr von Missoula nach Tenmile heraufgekommen, im Herbst 1979. Mit dem Großteil der Leute, die er in der Stadt und im County kannte, hatte er beruflich zu tun. In Tenmile kannte jeder jeden oder zumindest seinen Cousin oder wusste, wo er freitags abends am liebsten abhing. Bisher hatte Pete seine Anonymität weitgehend wah-

ren können. Leute, die ihn außerhalb der Arbeit kennenlernen, wussten nur, dass er ein Büro im Gerichtsgebäude hatte, Nutzungsrechte, Wasserrechte, irgendwas in der Art. Irgend-eine Rechnungsstelle im Gericht.

Aber lange würde er nicht unbekannt bleiben, das war klar. Letzten Samstagabend hatte er sie beide gesehen, den Jungen und die Mutter, und beide in Umständen, die nichts Gutes verhiessen: Cecil mit einem abgebrochenen Baseballschläger auf der Ladefläche eines Pick-up und Debbie auf einem Hocker in der Dirty Shame Bar, mit tiefem Rückendekolleté, das ihre messerscharfen Schulterblätter und eine dichte Ansammlung von Muttermalen entblöste. Ein Gespräch hatte er beide Male vermeiden können, aber mit jedem neuen Fall wurde Tenmile für ihn kleiner.

Debbie folgte ihm ins Haus, ließ sich auf die Couch sacken und begann leise zu schluchzen. Pete setzte sich auf einen Holzstuhl neben der Tür. Im Zimmer ein schaler Geruch nach abgestandener Limo und Schweiß. Die Mutter sah in Abständen zu ihm her. Hab Mitleid mit mir. Mir Armen. Buhlte um sein Mitgefühl.

Sollte sie ruhig ein bisschen zappeln. Sehen, wie weit sie mit dieser Tour kam.

Er stand auf und trug Katie, die sich immer noch an seine Brust schmiegte, in die Küche. Er wusste nicht einmal, ob sie die Augen offen hatte. Er schaute nach ihrem Spiegelbild im Fenster, konnte aber nichts erkennen. Fünf Jahre und leicht wie ein Kleinkind. Als hätte er eine große Puppe im Arm, so reglos und leicht war sie.

»Hunger?«

Sie nickte an seiner Brust. Mit getrocknetem Senf, Majo oder Ketchup verkrustete Teller standen wie ausrangierte Paletten auf allen Ablageflächen. Fruchtfliegen schwirrten über einer Schüssel mit altem Obst, am Ende noch dem, das er

ihnen vor zwei Wochen gebracht hatte. Shit. Das *war* sein Obst. Verdammter Mist. Da versuchte man zu helfen, und sie gab ihnen das Obst einfach nicht. Tat nicht mal so als ob. Man legte das Obst in eine Schale für sie, redete auf sie ein, es den Kindern auch wirklich zu geben, und sie nickte energisch, wie sie es gelernt hatte in der Schule und im Gefängnis und an ihren wenigen Arbeitsstellen, denn das war das Einzige, was sie gelernt hatte, nicken und ja sagen. Verdammte Scheiße. Auf diese Weise war sie vermutlich auch zu ihren Kindern gekommen. Ach wo, sind nicht meine fruchtbaren Tage, keine Sorge, da passiert schon nichts. Bei all dem Speed, das ich schlucke. Meine Eierstöcke sind doch längst hin.

In der Spüle fand er kalte Nudeln, die noch halbwegs frisch aussahen. Er fühlte nach, sie waren noch feucht und rochen gar nicht mal übel. Er setzte das Mädchen auf einen Plastikgartenstuhl neben dem Tisch. Sie sah ihm dabei zu, wie er den obersten von einem Stapel benutzter Teller nahm und ihn mit warmem Wasser und einem Stück Seife von der Fensterbank säuberte. Auf dieselbe Art wusch er eine Gabel, grinste der Kleinen zu. Er schnüffelte noch mal, stach mit der Gabel in die steifen Spaghetti, aber sie kamen wie ein halbiertes Basketball aus dem Sieb, deshalb ließ er Wasser darüberlaufen, zog sie mit den Fingern auseinander und warf sie in einen Topf. Er durchsuchte Schrank und Kühlschrank, leerte schließlich eine Ketchupflasche über den Nudeln aus und stellte den roten Pampf auf den Elektroherd. Das Mädchen zog die Knie unter die Achselhöhlen und sah ihm zu, wie er die Nudeln in der Hitze umrührte. Als sie brutzelten, trug er Katie mitsamt dem dampfenden Teller hinaus ins Wohnzimmer. Auf seinem Schoß sitzend, pustete sie hinein und aß schweigend.

Die Mutter hatte zu schluchzen aufgehört und starrte böse zu ihm herüber.

»Ich krieg euch einfach nicht von der Pelle«, sagte sie.

»Ich sitz dir nicht auf der Pelle, Debbie. *Du* wolltest, dass der Cop mich anruft.« Er hielt dem Mädchen die Ohren zu.
»Ich hab nicht die geringste Lust, dir auf deine blöde Pelle zu rücken.«

Er spürte die Kaubewegungen des Mädchens unter seinen Handflächen.

»Du lässt es so weit kommen, dass die Cops anrücken müssen? Mensch, Debbie.«

Ihr Kinn schrumpelte wieder zusammen wie eine Bierdose. Er nahm die Hände von Katies Ohren und flüsterte ihr zu, dass er privat mit ihrer Mutter sprechen musste, und sie nickte und pustete auf ihr Essen. Ein liebes Mädchen. Er würde sie nehmen. Jederzeit. Er hielt ihr wieder die Ohren zu.

»Ich weiß, ich weiß. Bei mir geht eben alles in die Hose.« Sie wühlte in dem Müll auf und unter dem Couchtisch nach etwas, wahrscheinlich Zigaretten, und fegte ein Metallpfeifchen auf den Boden.

»Das Thema hatten wir schon.«

Mit dem Fuß schob sie die Pfeife unter die Couch.

»Das Thema Selbstmitleid meine ich«, sagte er. »Nicht die Pfeife, die du vor mir verstecken willst.«

»Du hast gesagt, du willst mir helfen.« Ihre ruhelosen Hände suchten weiter in dem Durcheinander auf dem Tisch.

»Was hab ich denn gerade mit dem Cop gemacht? Das ist Helfen. Genau das ist Helfen«, sagte er.

Sie fand ein leeres Päckchen und zerdrückte es mit einem tiefen Seufzer.

»Aber nicht genug.«

Ihr Blick fiel auf die Striemen, die die Handschellen an ihren Handgelenken hinterlassen hatten, und sie fing wieder an zu weinen. Katie wickelte Spaghetti mit der Gabel auf.

»Debbie, du bist nicht die Einzige, die Scheiße baut. Wir

haben alle unsere Leichen im Keller.« Pete küsste Katies Haar.
»Ich auch, ich hab genauso Probleme wie du. Verdammst, ich bin doch nur hier oben in Tenmile, weil ich rauswollte aus dem Scheißdreck, in dem ich da unten gesteckt habe.«

Jetzt sah Debbie ihn an.

»Bring ihn hier weg.« Sie versuchte, ein paar Tränen herauszupressen. »Ich werd nicht fertig mit ihm.«

»Und wenn du einfach mal versuchst, für ihn da zu sein, Debbie?«

»Ich hab einen Brief von der Schule gekriegt. Er war seit Wochen nicht mehr da.«

»Das kriegen wir hin. Warum erzählst du mir nicht einfach, was bei euch los ist?«

Sie rieb sich das Gesicht. Auf welchem Trip sie auch gewesen war, sie kam langsam runter, und ihre spindeldürren Finger bearbeiteten ihren Schädel, als wollten sie sich in ihn hineingraben. Ihr Beine bewegten sich auf und ab wie zwei Kolben.

»Du weißt, was bei uns los ist. Er ist nicht ganz dicht.«

»Ich habe x Termine bei dem Psychiater in Kalispell ausgemacht ...«

»Da will er nicht hin! Was soll ich denn machen? Er ist größer als ich!«

»Du hast deine Methoden, Debbie.«

»Er hasst mich.«

»Er hasst dich nicht.«

Er hasst sie, dachte Pete. Sogar ich hasse sie.

Sie drückte sich die geballten Fäuste in die Augen. Etliche Augenblicke lang.

»Hey, Deb. Lass mal deinen Kopf in Ruhe.«

»Was?«

»Deinen Kopf. Du drückst ihn ja ein.«

Sie schob das Kinn vor und schüttelte den Kopf.

»Nimm ihn. Nimm ihn einfach mit.«

»Wohin? Wohin soll ich ihn mitnehmen, Debbie?«

Seine Hände waren von Katies Ohren gerutscht.

»Dahin, wo du die Kinder eben hinbringst, wenn du sie mitnimmst. Ist das nicht dein Job? Ich will, dass du ihn mitnimmst. Dass du deinen Scheißjob machst. Ich zahl schließlich Steuern.«

Katie drehte sich um, sah ihn an. Erschrocken, mit einem Anflug von Sehnsucht im Blick. Würde er sie mitnehmen? Mit zu sich nach Hause?

»Niemand kommt irgendwo hin.« Er hielt ihr wieder die Ohren zu. »Ich weiß nicht, was du dir unter meiner Arbeit vorstellst, aber eins kann ich dir sagen, die Welt wimmelt nicht gerade von Leuten, die deine Kinder großziehen wollen.«

»Dann eben zu seinem Onkel.«

In dem Augenblick kam Cecil herein. Luftgewehr in der Hand. Pete verfrachtete Katie in den Lehnstuhl und stand auf. Der Junge stellte das Luftgewehr auf die Couch. Er hatte einen Rucksack dabei, sein Gesicht war ausdruckslos, schläfrig, und es schoss Pete durch den Kopf, dass Debbie gesoffen haben musste wie nichts Gutes, während sie mit ihm schwanger war. Wie kam man sonst auf den Namen Cecil? Und jetzt dieser verkorkste Mensch hier.

»Ich hau ab«, sagte er. »Mich kannst du vergessen.«

»Moment«, setzte Pete an.

»Dann geh doch!«, keifte Debbie, augenblicklich wieder überfordert. »Worauf wartest du! Geh und lass mich ohne Mann im Haus!«

»Debbie ...«, sagte Pete.

»Du undankbares Stück Scheiße!«

»Dreckskuh!«, brüllte Cecil, drängte sich an Pete vorbei und riss seine Mutter an den Haaren. Sie schrie, er schrie.

Debbie trat ihm zwischen die Beine, und er ließ los, sank mit leisem Stöhnen auf die Knie.

»Okay, okay, das reicht!«, rief Pete, aber der Junge war schon wieder auf den Füßen und schlug ihr ins Gesicht. Mit rudern den Armen taumelte sie rückwärts und stolperte in den Fernseher. Der kippte krachend auf die Ecke des gemauerten Kamins, die Bildröhre platzte auf wie ein Ei. Eine Rauchgirlande kräuselte sich provozierend daraus hervor. Der Junge machte einen Satz, aber Pete stieß ihn zu Boden und rammte ihm das Knie ins Rückgrat.

»Raus mit dir!«, schrie er Debbie zu. »Mach schon!«

Sie hielt sich das Auge, als käme der Schmerz jetzt erst und versetzte sie noch mehr in Rage, und trat nach Cecil aus. Pete griff nach ihrem Bein, aber sie wich rechtzeitig zurück. Pete zeigte in Richtung Hintertür.

»Da raus, verdammt, oder ich rufe die Cops.«

»Du Drecksau!«

»Debbie! Raus oder die Cops! Du hast die Wahl.«

Sie hörte ihn gar nicht. Cecil zappelte und schrie, und Pete stemmte ihm das Knie fester ins Kreuz – und dann sammelte Katie ein paar der langen Finger ihrer Mutter ein und zog an ihnen, und Debbie folgte ihr aus dem Zimmer, Wichser! rufend, Cecil, du mieser Wichser!, die Hand an das nässende Auge gedrückt.

Es war noch nicht Mittag, und auf dem Platz in Tenmile, rund um das Rimrock County Courthouse und in den Geschäften war so gut wie nichts los. Der einzige Mensch, den sie sahen, als sie über die Bahnlinie und den Fluss fuhren, war ein einsamer Mann, der an der Tankstelle an der Ausfallstraße Benzin zapfte. Bald kamen sie auf eine schmale Nebenstraße, gesäumt von dicht an dicht stehenden Kiefern, später dann gemähten Wiesen. Pete bog auf einen unasphaltierten

Weg, der sich schnell in eine Piste aus getrockneten Schlammfurchen verwandelte und sie gründlich in ihren Sitzen durchrüttelte, bis sie vor einem weiß gestrichenen Farmhaus hielten. Die plötzliche Stille summt ihnen in den Ohren. Oben auf dem Fahnenmast schlappte eine amerikanische Flagge im Wind.

Die hässliche Beule leuchtete auf Cecils Kopf wie ein Stück glühende Kohle. Seine Nase pfiß. Er fasste das Luftgewehr fester. Pete hatte ihm erlaubt, das Ding mitzunehmen, um ihn aus dem Haus zu bringen.

»Aber hier kannst du's nicht mit reinschleppen«, sagte Pete.

Cecil starrte geradeaus.

»Hör mal«, sagte Pete, »das ist nicht für immer. Du wirst wieder nach Hause kommen.«

»Einen Dreck werd ich.«

»Deine Mutter ist deine Mutter.«

»Der schneid ich die Fotze raus, wie klingt das?«, fragte Cecil.

Pete rieb sich übers Gesicht.

»Verdammt gruselig, Cecil. So darfst du nicht reden. Hier schon gar nicht.«

»Wie red ich denn?«

»Wie ein Psychopath.«

»Ich bin kein Psycho.«

»Okay, sieh her. Sieh mich an.« Cecil drehte den Kopf. »Ich muss mich drauf verlassen können, dass du dich hier ordentlich benimmst. Diese Leute wollen keinen Ärger, und ich will nicht schuld sein, dass sie welchen kriegen. Sie wollen helfen.«

»Setz mich einfach am Highway ab.«

»Du weißt, dass ich das nicht kann. Wir trennen dich und deine Mutter jetzt mal für eine Weile, und wenn alle sich

beruhigt haben, schauen wir, ob wir die Sache nicht wieder eingerenkt kriegen.«

Cecil hob die offene Hand. Was soll's. Fick dich, Pete.

Pete stieg aus. Das Haus stand ein Stück von dem Zaun und dem Fahnenmast zurückgesetzt, dahinter waren ein paar Nebengebäude und eine leere Weide zu sehen. Cecil blieb sitzen. Pete ging durch das Tor und ein Spalier den Weg zum Haus hinauf. Ein hoheitsvoller alter Hund bellte verantwortungsbewusst, ohne sich aus seiner Hundehütte zu bequemen. Pete hatte die Haustür fast erreicht, als aus der Garage ein älterer Mann kam, der sich die Hände mit einem roten Lappen wischte, bevor er ihn in die Gesäßtasche stopfte und Pete die ausgestreckte Hand schüttelte. Die Enden seines mächtigen weißen Schnurrbarts drehten sich auswärts wie Longhorn-Hörner. Er und Pete begrüßten einander und schauten dann zu dem Jungen hinüber.

»Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar«, sagte Pete.

»Keine Ursache.«

Die beschürzte Hausherrin streckte den Kopf zur Tür heraus, rotgesichtig und fröhlich wie ein Heinzelmännchen, und rief, sie könne leider nicht rauskommen, weil sie gerade die Marmelade in die Gläser füllten, ob Pete vielleicht auch eins wolle? Sehr gern, sagte Pete und wandte sich wieder Cloninger zu.

»Da drüben im Auto sitzt er«, sagte Pete.

»Ein Schüchterner oder eher einer von der harten Sorte?«

»Bei erwachsenen Männern ist er einigermaßen handzahn. Aber er und seine Mutter sind wie Hund und Katze.«

Cloninger verschränkte die Hände unterm Gürtel und legte den aschgrauen Kopf schief.

»Er hat Vorstrafen, aber keine Gewaltsachen dabei. Brandstiftung. Einbruch. Er war bei den Jungs, die letztes Frühjahr vor dem Basketballmatch diese Pick-ups aufgebrochen

haben«, sagte Pete. »Gut, er ist älter und größer als der Rosignol-Junge, den Sie letztes Mal aufgenommen haben, aber wie heißt es immer: Wer bellt, beißt nicht. So ganz weiß man natürlich nie. Könnte auch anstrengend werden mit ihm.«

»Verstehe.«

»Keine Ahnung, wie er sich in ungewohnter Umgebung verhält. Die ersten Tage wahrscheinlich ruhig, und dann müssen wir weitersehen.«

»Christlich erzogen?«

»Absolut nicht.«

Cloninger nickte.

»Ich frag das nicht gern, aber wie lange könnte er längstens hierbleiben?«, sagte Pete.

Cloninger löste die Hände voneinander und zog einen schwarzen Taschenkalender und einen Bleistiftstummel aus der Hemdtasche. Mit dem Daumen blätterte er sich zu der gesuchten Seite. Ohne Brille musste er die Augen zusammenkneifen.

»In zwei Wochen fahren wir nach Plains. Zu Martas Schwester. Wenn er sich benimmt, kann er natürlich mitkommen.«

»Nein. Bis dahin habe ich was arrangiert. Es gibt da einen Onkel. Ich hatte nur noch keine Zeit.«

»Okee-dokee«, sagte Cloninger und steckte Kalender und Stift wieder ein. »Dann wollen wir ihn mal reinholen.«

»Eine Sache noch«, sagte Pete und berührte Cloningers Ellbogen. »Er wird sich bestimmt nicht sonderlich dankbar zeigen. Aber ich bin Ihnen umso dankbarer.«

Cloninger klopfte Pete auf die Schulter.

»Bei uns kriegt er Stärkung für Leib und Seele.«

Cecil beobachtete durchs Autofenster, wie der Mann Pete eine Hand auf die Schulter legte und den Kopf zu ihm hin-

neigte, als würden sie gemeinsam beten. Gleich darauf waren Pete und der Mann beim Auto und öffneten die Tür, und Cecil spielte mit, händigte Pete das Luftgewehr aus, gab dem Mann die Hand, und schon waren sie im Haus, in einer Wolke süßlicher Feuchtigkeit, der Hund schnüffelte zwischen seinen Beinen, die Mutter drückte ihm fest die Hand, die Kinder stellten sich in einer Reihe auf, um ihn zu begrüßen, und das alles fand in der Realität statt. Pete war mit seinem Glas Marmelade bereits zur Tür hinaus, und Cecil bekam ein freies Bett gezeigt und einen Platz für seine Sachen. Dann setzten sie sich alle zum Essen an den Tisch. Er käme gerade rechtzeitig zum Mittagessen, sagten sie, als könnte es kein größeres Glück geben, und der Hund wollte nicht aufhören, unterm Tisch an seinen Hosenbeinen zu schnüffeln, obwohl er die Füße hin und her schob und ihn mit der Hand wegzuscheuchen versuchte.

* * *

Wie hieß sie?

Rachel Snow. Aber sie wollte sich umnennen.

In was?

Rose. »Rose Snow«, das enthielt eine tiefe Wahrheit über sie. Über ihre Seele. Eine gefrorene Blume. Traurig eigentlich – wo ihr fast vierzehnjähriges Herz doch überquoll von Gefühlen. Überschäumte davon.

Und dann war da dieses Miststück an der Rattlesnake Middle School, das Rachel hieß.

Diese andere Rachel.

Warum hat sie den Fuß rübergestreckt und auf das Gaspedal getreten, als sie und ihre Mutter an der roten Ampel standen?

Weil ihre Mutter zu lange brauchte.

Weil sie ihren Fahrstil zum Kotzen fand.

Weil sie es selber nicht wusste, okay?

Weil sie inzwischen ständig das Gefühl hatte, weiterzumüssen, weiter, weiter, überall zu spät hinzukommen, alles zu verpassen. Sie war schon dreizehn, und sie verpasste alles.

Alles.

Hätten sie fast einen Unfall gebaut?

Quatsch.

Hat ihre Mutter ihr eine geschmiert?

Sie hat's versucht, die alte Schlampe. Hat aber bloß einen Zipfel Haar erwischt.

**Hat ihre Mutter gesagt, jetzt reicht's, wenn sie sich so auf-
führt, kann sie zu ihrem Vater ziehen?**

Das hat die Schlampe andauernd gesagt.

**Und wie sah Rachel das? Dass sie zu ihrem Vater ziehen
sollte?**

Rose.

Wie sah Rose das mit ihrem Vater?

Sie dachte, was soll's. Ist doch alles nur Gerede.

Eine *Auszeit* sagten sie dazu. Sehr witzig. Wo er schon ein
Haus oben in den Wäldern gekauft hatte.

Nein, es kam für sie überhaupt nicht in Frage.

Warum nicht?

Tat es eben nicht.

Warum?

Das ist jetzt nicht der Grund, aber willst du diese eine Ge-
schichte hören? Die sie von ihm im Gedächtnis behalten hat?
Als allerfrüheste Erinnerung sozusagen?

Klar.

Eine Party im Greenough Park. Ihr Vater und ihre Mutter
und Onkel Shane und ein paar andere Freunde von den bei-
den. Onkel Spoils badet seine Hunde im Bach, lockt sie in
das kalte Wasser. Walkt ihnen die Knoten aus dem Fell. Er
rutscht aus, geht unter, taucht erst viele Meter bachabwärts
wieder auf und schafft es nur mit Mühe, Grund unter die
Füße zu bekommen und rauszusteigen. Hustet literweise
Wasser raus, Augen wild vor Angst. Kommt triefnass zu sei-
nen Hunden zurückgepatscht, die aufgeregt bellen und an
ihm zwicken, und sagt, Kinder, bleibt weg von diesem Bach.
Der steht zu hoch zum Planschen. Bleibt da weg. Los. Spielt
drüben im Wald oder wo ihr wollt.

Er ist aus Butte. Und sieht affenkomisch aus. Große Oh-
ren, große Nase und große Augen. Schnauzer und Haare wie
rotes Stroh.

Und dann später. Es ist fast schon dunkel und Zeit, nach Hause zu fahren, als ihr Daddy nach ihr ruft, und sie geht zu ihm. Sie ist fünf, höchstens sechs. Und er hat's eilig, irgendwas mit Mommy, er will sie nach Hause schaffen, sie haben gestritten, weil sie sich unmöglich aufgeführt hat. Daddy sagt das in letzter Zeit öfter über sie, dass sie sich unmöglich aufführt bei Partys, manchmal spinnen Erwachsene, sagt er, nein, nicht wie Onkel Spoils, Mommy hat ihre eigene Art zu spinnen, sie – komm, wir müssen uns beeilen. Und er sagt, es ist zu weit zur Brücke, außerdem steht das Auto direkt gegenüber, der Parkplatz ist gleich auf der anderen Seite, komm her. Und er hebt sie hoch und steigt mit ihr in das dunkle Wasser. Und sie sagt, Onkel Spoils hat gesagt, sie sollen nicht ins Wasser, und zwar nicht als Witz ...

Das Wasser reicht ihm schon fast bis zum Bauch.

Er atmet schwer, kämpft gegen die Strömung an. Steigt über Steine, ganz vorsichtige Schritte. Das Wasser ist kalt in ihren Schuhen. Sie sagt ihm, ich hab Angst, Daddy, es ist kalt, Daddy, und sie zieht die Füße aus dem Wasser, und er kommt aus dem Gleichgewicht und stolpert, und sie klammert sich fest, schreiend.

Er bleibt mitten im Bach stehen. Sagt, dass sie still sein soll. Sei still.

Er keucht jetzt.

Tief ist es nicht, aber verdammt schnell, sagt er. Halt dich nur ordentlich fest. Ich hab dich. Sein Atem brennt ihr in der Nase, sein Schweiß riecht bitter.

Erst Jahre später – als sie und Kim und Lori den Pfefferminzlikör aus dem Spirituosenschrank von Loris Dad holen – wird ihr klar, dass er betrunken war. Aber schon jetzt denkt sie, ich traue ihm nicht, ich glaube ihm nicht.

Von wegen, er hat mich.

Beim nächsten Schritt rutscht er aus, und sie versinken in

dem strudelnden Getöse, und der Schock über die Kälte und die ungeheuerliche Tatsache, dass es überhaupt passiert, ist so groß, dass sie nicht mal wütend sein kann, sie ist nichts weiter als ein Ding, passiv und hilflos wie eine Puppe, und erst als er sie am Ufer hinaufgeschoben hat, in die pieksenden Zweige der dichtbewachsenen, steilen Böschung, und Händevoll nasser Schlamm von ihr abfällt, erst jetzt, wo er nach ihr ans Ufer geklettert ist, kippt die Erleichterung um in Wut. Sie schlägt nach ihm.

Vom eigenen Vater beinahe ertränkt! Sie zittert vor Kälte und den Resten ihrer Angst, denen der wärmende Zorn auf dem Fuß folgt, um ein Haar hätte ihr Daddy sie beide umgebracht.

Komm, Applesauce, sagt er. Nichts passiert, sagt er.

Und als er nach ihr fassen will, lässt sie ihn nicht, sie sagt, du spinnst auch, du spinnst noch viel schlimmer, Daddy.

Tenmile lag in einem dreieckigen Tal am Zusammenfluss von Kootenai River und Deerwater Creek. Eine Geisterstadt teilte sich den Namen mit dem Creek, eine Siedlung, verlassen im Jahr 1910, nachdem auch die letzten der fünfzigtausend Unzen Kupfer geschürft waren. Zuvor Gold und Silber. Hunderte, später Tausende von Bergarbeitern waren dem Berg mit Dynamit und Hochdruckwasserspritzen zu Leibe gerückt, bis er zu einem schlammigen, löchrigen Hügelchen eingeschmolzen war, das aus der Vogelperspektive den Eindruck eines rotbraunen, von drillichblauen Ameisen durchwuselten Höhlensystems machen musste. Deerwater war zu keiner Zeit leicht zu erreichen gewesen, und so entstand die Stadt Tenmile, zunächst als Handelsstation unter Zeltlächern, an deren Namen sich niemand mehr erinnerte; als Tenmile wurde sie schließlich deshalb bekannt, weil die gefährvollen Serpentinafen hinauf zum Abbaubereich sich über eine Strecke von zehn Meilen wanden.

Zu der Zeit, als die letzten Minenarbeiter Deerwaters schlammige Siele verließen, nannte Tenmile bereits einen Stadtplatz mit Baugelände für ein Gerichtsgebäude sein eigen. Die Einwohnerzahl war auf 3500 angewachsen. Die Bürger gründeten eine Gemeinde und entrichteten der Staatskasse die Gebühren, die für die Ernennung zum Verwaltungssitz fällig waren, und nach nicht einmal einem Jahr wurde der Grundstein für ein Gerichtsgebäude mit Arrestzellen gelegt.

Nutzhölzer und eine Vermiculit-Mine am Rand der nahegelegenen Stadt Libby hielten Tenmiles Einwohnerschaft über zwei Weltkriege konstant, bis weit hinein in die Sechzigerjahre, als die Ersten der inzwischen erwachsenen Kinder abzuwandern und die Ältesten zu sterben begannen. Bis 1975 hatte die Bevölkerung sich auf ein geschätztes Mittel von 2500 eingependelt.

In der Stadt lebten viele Holzarbeiter, und an die hundert Männer arbeiteten im Sägewerk. Einige wenige verdienten über fünfzehn Dollar die Stunde als Klempner, Maschinenarbeiter oder Sportartikelhändler. Ein Gebrauchtwagenhändler lieferte sich einen fairen Wettbewerb mit den Konkurrenten in Troy und Libby. Es gab zwei Tankstellen und zwei Kirchen (beide protestantisch), vier verrauchte Cafés und zehn Bars. Etwa dreihundert Bürger pendelten zur dritten Schicht in der Vermiculit-Mine nach Libby und kehrten zurück wie mit Mehl gepudert, die Augen blutunterlaufen. Bellende Hustenanfälle bereiteten ihren Frauen und Kindern schlaflose Nächte.

Es gab nur einen Anwalt, der sämtliche Angeklagten verteidigte, dazu einen rundlichen Richter namens Dyson und einen Staatsanwalt, auf dessen Trunksucht sogar hartgesotene alte Säufer herabschauten. Zwei Pastoren, zwei Pastorengattinnen sowie eine Schar stets einsatzbereiter älterer Damen, die Selbstgebackenes für die verschiedensten wohlthätigen Zwecke verkauften und sich über alles und jeden das Maul zerrissen. Wichtigtuerische Nepotisten bemannten Feuerwache und Polizeirevier, Männer, wie sie in der Geschichte anderer Kleinstädte gern zu Helden wurden, und auch hier hatten sie 1905 einen Banküberfall vereiteln können, von dem die zahlreichen Einschusslöcher rund um den Platz bis heute kündeten. Sogar eine Klavierlehrerin gab es, deren Häuschen genauso schmuck und adrett war, wie man

sich das Haus einer Klavierlehrerin vorstellte, und aus deren Fenstern wie zum Beweis ein dilettantisches Geklimper tönnte. Die Zahl der Lehrkräfte betrug etwas über zwanzig, und bis auf den Sportlehrer und den Direktor, der sowohl die Grundschule als auch die angrenzende High School leitete, waren sie ausnahmslos weiblich.

Die Kinder waren Kinder, wie es sie überall gab – mehr oder weniger, denn sie sahen kaum fern und lebten zumeist in Trailern oder Holzhütten. Im Großen und Ganzen benahmen sie sich anständig, was nicht bedeutete, dass besonders viele über die siebte oder achte Klasse hinaus kamen. Die Intelligenz eines Kindes zu fördern galt noch immer als unnötiger Luxus; je schneller sie eine Arbeitsstelle fanden, desto besser. Es war allgemein bekannt, dass Direktor Pemberton keine Geduld mit Störenfrieden hatte – er entließ sie kurzerhand auf den kärglichen Arbeitsmarkt. Umso erstaunter war Pete, als Pemberton bei ihm anrief und ihn bat, so schnell wie möglich in die Schule zu kommen.

Ein paar der älteren Schüler gaben an, den Jungen auf dem Pausenhof gesehen zu haben, aber niemand hatte ihn angesprochen, als er sich am Zaun entlangdrückte, um den Kindern am Klettergerüst zuzusehen. Er saß auf einem der halbierten Lkw-Reifen, ringsherum Hobelspäne, und ließ seine Riesenstiefel gegen den Gummi prallen. Keins der Kinder, denen er auffiel, redete mit ihm.

Etwa eine halbe Stunde später stieß Direktor Pemberton vor Ms Kelleys Zeichensaal im zweiten Stock auf ihn. Die Schulschwester war jetzt bei dem Jungen. Pete und Pemberton beobachteten die beiden durch das Glasfenster in der Tür.

»Er wollte weglaufen, ich habe ihn am Arm gepackt, und da hat er mich gebissen.«

Pete sah Pemberton an. Pemberton zeigte ihm seine Hand.

»Ist nicht durchgegangen.«

Pete blickte durch das Fenster auf den Jungen. Er trug braune Camouflagehosen mit zu langen umgeschlagenen Beinen und einen löchrigen dunkelbraunen Pullover, der wie ein Netz an ihm herunterhing. In der Wolle und in seiner Strickmütze steckten Blätter und Tannennadeln. Sein Blick suchte den Raum ab, verharrte einen Moment lang auf Petes Gesicht hinter der Scheibe und studierte dann weiter den Raum oder die Schwester.

»Ich hab ihn mit knapper Not festhalten können«, sagte Pemberton. »Er ist kräftig für sein Alter.«

Er klopfte an das Glas, und die Schwester kam zu ihnen heraus.

»Sein Zahnfleisch blutet«, informierte sie Pemberton. »Ich tippe auf Skorbut.«

»Keiner hat ihn je zuvor gesehen«, sagte Pemberton zu Pete.

»Er stinkt«, sagte die Schwester.

Der Junge stand da, die Hände an den Hüften. Mit einem Ärmel wischte er sich die Nase ab. Seine Bewegungen hatten etwas Zupackendes, Männliches, als handelte es sich bei ihm um ein ausgewachsenes Exemplar einer anderen Spezies, einen Pygmäen oder den Angehörigen eines anderen kleinwüchsigen Volksstamms.

»Wissen Sie seinen Namen?«

»Nein. Den verrät er mir nicht.«

»Und wie war er sonst so?«, fragte Pete die Schwester.

»Sanft wie ein Lamm.«

»Und kein Mensch weiß, woher er kommt? Keins der anderen Kinder kennt ihn ...?«

Pemberton schüttelte den Kopf.

Der Junge setzte sich auf den Untersuchungstisch und schnürte sich die gewaltigen Stiefel auf, und nachdem er sie

von den Füßen gezogen hatte, pflückte er die Lumpen heraus, die in jeder Stiefelspitze steckten, um den Hohlraum zu füllen. Er schnüffelte an dem zweiten Lumpen, als enthielte er eine geheime Information, schüttelte ihn aus, wie er es mit dem ersten gemacht hatte, und legte ihn neben sich. Als Nächstes waren die Socken aus Mullstoff an der Reihe. Seine nackten Füße sahen übel aus. Von einer Sohle hing ein dünner Lappen Hornhaut herunter, den er abzog wie feuchtes Zementsackpapier. Auch an diesem Stück Haut schnupperte er, hielt es gegen das Licht und warf es dann auf den Boden, wo es landete wie eine Scheibe graues Roastbeef. Der Rest des Fußes glich einem gebleichten Strunk, einer angefaulten Knolle oder Wurzel.

»Du liebe Güte«, sagte die Schwester.

Der Junge schaute in ihre entsetzten Gesichter, bevor er seine primitive Fußpflege fortsetzte.

Pete klappte einen Notizblock auf, schrieb den Namen eines Kinderarztes darauf, riss den Zettel ab und reichte ihn Pemberton.

»Der Mann ist im Ruhestand und hört nicht besonders gut. Lassen Sie es lange genug klingeln, irgendwann geht er schon ran. Fragen Sie ihn, ob er kommen kann.«

Pete öffnete die Tür und ging hinein. Die Schwester wollte ihm folgen, aber er bat darum, allein mit dem Kind sprechen zu dürfen. Der Junge schaute hoch, zupfte weiter an seinen Füßen herum. Pete setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber.

»Hi. Ich heiße Pete.«

Er beugte sich herunter und sah graue Augensäcke in einem ansonsten sauberen blassen Gesicht. Braungrauer Ruß bedeckte sämtliche Kleider des Jungen. Er roch nach heruntergebrannten Streichhölzern und Pökelspeck. Sein abgesäbeltes Haar spross in braunen Büscheln.

»Wie heißt du?«

»Benjamin.«

»Darf ich fragen, wie alt du bist?«

»Von mir aus.«

Pete grinste.

»Wie alt bist du?«

»Elf.«

»Ehrlich? Älter als acht oder neun siehst du nicht aus.«

Der Junge leckte sich die Finger, offensichtlich um lose Haut wieder an ihren Platz zu drücken.

»Wo kommst du her?«

Der Junge warf den Kopf zurück.

»Irgendwo hier aus der Stadt?«

Der Junge schüttelte den Kopf.

»Wo sind deine Eltern?«

Der Junge fing an, seine langen Strümpfe aufzurollen. Licht schien durch das Gewebe.

»Tun dir die Füße weh?«

»Nicht so schlimm.«

»Du musst weit gelaufen sein, so wie die aussehen.«

Der Junge zog die Strümpfe an, machte sich dann daran, die Lumpen wieder in die Stiefelkappen zu stopfen. Essiggeruch stieg Pete in die Nase.

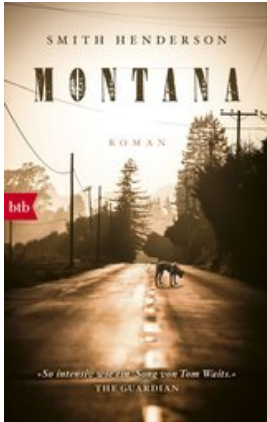
»Hör zu, ich bin vom SFD. Ich kann dich nach Hause bringen.«

Der Junge zog einen der großen schwarzen Stiefel wieder an und begann ihn zu schnüren.

»Sorry. Sozialer Familiendienst. Das bedeuten die Buchstaben. Ich würde mir gerne ansehen, ob ihr irgendetwas braucht, du und deine Familie. Euch mit Lebensmitteln aus helfen, vielleicht auch mit Medikamenten.«

Der Junge streifte den zweiten Stiefel über und schnürte auch den.

»Was sagst du dazu?«, fragte Pete.



Joshua Smith Henderson

Montana

Roman

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71594-7

btb

Erscheinungstermin: Februar 2018

In den abgeschiedenen Tälern und nahezu undurchdringlichen Bergwäldern im Nordwesten von Montana ist der Sozialarbeiter Pete Snow unterwegs, um Kindern zu helfen. Da gibt es Waffen- und Bibelnarren, drogensüchtige Mütter, gewalttätige Väter, aber vor allem die ganz normale Armut. Als eines Tages Benjamin, ein halb wilder, vernachlässigter Junge, in Petes Stadt auftaucht, lernt er dessen Vater Jeremiah Pearl kennen, einen Anarchisten und Weltverschwörer, der im Wald lebt und sich gegen die Endzeit wappnet ... Smith Henderson legt mit seinem ersten Roman ein großes, kühnes und packendes Werk vor, das von der dunklen Seite Amerikas erzählt.

 [Der Titel im Katalog](#)